

FESTREDE

Liebe Maturandinnen und Maturanden

Liebe maximal vier nahestehende Personen

Liebe Lehrerinnen und Lehrer

Sternchen oder Doppelpunkte sind hier selbstverständlich mitgemeint, es ist nur sehr schwierig, ihnen in gesprochener Sprache wirklich gerecht zu werden.

Erst einmal herzlichen Glückwunsch, liebe Maturandinnen und Maturanden, zu diesem Meilenstein. Ich selber kann mich leider nur noch vage an die Erleichterung und die Freude erinnern, die ich einst in diesem Moment empfunden habe, aber ich bin mir sicher, es hat sich grossartig angefühlt. Massiv erleichternd kam damals hinzu – und das weiss ich noch ganz genau – das nicht zeitgleich das wohl wichtigste Fussballspiel für die Schweiz seit vermutlich Menschengedenken stattfand.

Man hat mir im Vorfeld versichert, dass meine Einladung ausgerechnet in diesem Jahr purer Zufall sei. Das habe ich vorbehaltlos geglaubt. Dieser Zufall will es aber, dass ich vor exakt dreissig Jahren - genau wie Sie jetzt - sehnsüchtig und auch etwas ungeduldig auf mein Maturitätszeugnis gewartet habe. Den Kopf noch bis obenhin vollgestopft mit Wissen, das mir seither teilweise ganz nützlich war, teilweise überhaupt nicht.

Dreissig Jahre. Drei Jahrzehnte. Ein Dritteljahrhundert. Letzteres ist nicht ganz korrekt, aber Mathematik war noch nie meine Stärke. Es gibt Zeugen, die das sofort und vermutlich mit einem mehr als bloss süffisanten Lächeln bestätigen würden. Und irgendwo in einer abgelegenen Alphütte greift wohl noch heute ein traumatisierter Prüfungsexperte zu verschreibungspflichtigen Medikamenten, wenn er bloss meinen Namen hört.

Dreissig Jahre. Für Sie eine Ewigkeit. Für mich nicht. Denn Zeit verhält sich unter gewissen Umständen wie ein Fernrohr. Die Wahrnehmung ist konträr, je nach dem durch welches Ende man schaut.

Blicken **Sie** dreissig Jahre in die Zukunft, rückt alles in die Ferne, erscheint Ihnen winzig klein, Details sind kaum zu erkennen.

Schaue **ich** jedoch dreissig Jahre zurück, rückt alles ganz nah heran.

Manches wirkt sogar überdeutlich, die Distanz ist wie aufgehoben.

Das ist dem Alter geschuldet, einem gelebtem Leben und gemachten Erfahrungen. Die Strecke erscheint einem kürzer, wenn man sie kennt, das ist ganz normal. Hinzu kommt der Eindruck, dass Zeit an Dichte verliert, wenn man älter wird, dafür aber immer schneller vergeht, die Vergangenheit erhält mehr und mehr Gewicht.

Natürlich sind das alles Trugschlüsse, Zeit bleibt Zeit, die Sekunden, Minuten, Stunden, sie sind unveränderlich, stets gleich lang, stets gleich schwer und dicht, das Tempo variiert nie, Jahre lösen sich nicht einfach auf.

Aber wir sind nun mal Opfer unserer subjektiven Wahrnehmungen, des Schabernacks, den unser Gehirn mit uns treibt.

Deshalb sollte man sich von dieser plötzlichen Nähe auch nicht täuschen lassen. Und dennoch tut man es andauernd. Weil sich Zeit gefühlsmässig eben doch auflösen kann, weil einen die eigene Wahrnehmung immer wieder austrickst. Zum Beispiel reagiere ich im ersten Moment stets entsetzt, wenn mich jemand in meinem Bekanntenkreis zu seinem fünfzigsten Geburtstag einlädt. Schrecklich, fährt es mir dann durch den Kopf, der Ärmste ist schon so alt! Nur noch einen kleinen Schritt von der Schnabeltasse und dem pürierten Mittagessen entfernt. Mit einem Bein bereits im Grab. Bis mir einfällt, dass ich kaum jünger bin. Älter werden halt immer nur die andern, so die subjektive Wahrnehmung.

Dreissig Jahre sind es also her, seit ich wie Sie auf mein Maturitätszeugnis gewartet habe. Vermutlich wie Sie grenzenlos erleichtert, die letzten Prüfungen hinter mir zu haben, vielleicht sogar mit einem Gefühl des Triumphs, nach einem dreieinhalbjährigen

Aufstieg endlich auf der Spitze eines sehr sehr hohen Bergs angelangt zu sein. In einem System bestanden zu haben. Sehr wahrscheinlich habe ich in einem neuen Anzug in einer unmöglichen Farbe gesteckt, der irgendwie nicht perfekt sass, nervös und aufgeregt, mit der befreienden und gleichzeitig zaghaft machenden Ahnung, dass mir die Welt von nun an offenstand. Herzklopfen, verschwitzte Hände, das endlose Warten, bis mein Name aufgerufen wurde – aber um ganz ehrlich zu sein: Ich kann mich überhaupt nicht mehr an diesen Tag erinnern. Ich bin überzeugt, dass dies dem Rugenbräu zu verdanken ist, dem wir am Vorabend der Feierlichkeiten mit einem geradezu leidenschaftlichen (und vor allem notorischen) Eifer zugesprochen haben.

Aber lassen wir das. Ich habe mir wochenlang Gedanken gemacht, was ich hier an dieser Stelle sagen will. Was ich Ihnen mitgeben kann. Ich meine, wirklich mitgeben kann, und nicht nur ein paar allgemeingültige Tipps rauszuhauen oder launige Gemeinplätze abzuhaken. Die Fallhöhe an einem solchen Anlass ist allerdings gross. Keinesfalls will man als Redner altväterlich oder gar abgehoben wirken, andererseits sollte man nicht zu sehr auf jugendlich-locker machen, das wirkt meist verkrampft und ist in jedem Fall peinlich. Deswegen habe ich versucht, mich in mein eigenes neunzehnjähriges Selbst zurückzusetzen, das schien mir die beste Lösung. Geholfen hat mir dabei Musik, denn nichts weckt Erinnerungen so schnell und katapultiert einen geradezu schlagartig in eine bestimmte Lebensphase zurück wie die Songs, die man zu dieser Zeit gehört hat. In meinem Fall waren das R.E.M., U2, Massive Attack, Guns n Roses, aber auch Roxette und ja, Mariah Carey.

Auf diese Weise wollte ich herausfinden, was mir damals etwas bedeutet hätte, was mir wirklich genützt hätte.

Lebensweisheiten, Ratschläge, moralische Leitsätze? Hätten mich garantiert kalt gelassen, hätte ich mir sicher auch nicht von jemandem anhören wollen, der dreissig Jahre älter ist. Denn mit neunzehn war ich überzeugt davon zu wissen, wie der Hase läuft. Die Welt stand mir

offen und damit auch unzählige Möglichkeiten. Dass dies Privilegien waren, zu denen nicht jeder Zugang hatte, war mir damals nicht bewusst.

Gerade diese oft gepriesene Vielzahl an Möglichkeiten erwies sich aber schon bald als Fallstrick. Ich kam mir vor wie jemand, der zum ersten Mal in seinem Leben in einem Supermarkt steht und sich bei gefühlten zweihundert Joghurtsorten für diejenige entscheiden muss, die am besten zu ihm passt. Ich stellte sehr schnell fest, dass ich nicht ansatzweise eine Ahnung davon hatte, was genau zu mir passte, nicht nur hinsichtlich Joghurts.

Ich wusste einzig, dass mein zukünftiger Beruf und damit auch mein Leben mit Schreiben zu tun haben musste. Das war die Grundbedingung an mich selbst und an die Welt.

Ich hatte zu dem Zeitpunkt bereits vier Jahre beim Berner Oberländer gearbeitet, der Zeitung. Der beste und lehrreichste Nebenjob, den ich mir hätte wünschen können. Aber nach diesen vier Jahren wusste ich auch eines ganz genau: Ich wollte unter keinen Umständen Journalist werden.

Was mir vorschwebte war eher künstlerischer Natur: Nicht Fakten wiedergeben oder kommentieren - ich möchte daran erinnern, dass dies lange vor Fake News war, als sich der Journalismus noch einer allgemeingültigen Wahrheit verpflichtet sah - nein, ich wollte Texte erschaffen, erfinden, fantasieren. Romane sollten es sein, brillant geschriebene und enorm erfolgreiche, das versteht sich von allein. Meine Eltern waren selbstverständlich ausser sich vor Begeisterung – ein brotloser Job mit minimalen Erfolgschancen und damit einhergehend eine mehr als zweifelhafte Zukunft, genau das, was sich Eltern für ihre Kinder wünschen. Vermutlich haben sie sich genau in dem Moment vom Gedanken verabschiedet, dass ich jemals von zu Hause ausziehen würde, und mir provisorisch schon mal einen Dauerparkplatz vor dem RAV gemietet.

Doch meine Eltern und ihr überschaubarer Enthusiasmus waren bei Weitem nicht mein grösstes Problem zwischen Vorhaben und Realisierung: Denn eine Ausbildung zum Buchautoren gab es damals

nicht. Heute kann man sich das Handwerk am Literaturinstitut in Biel beibringen lassen, nach vier Jahren betreuten Schreibens hat man den Bachelor und ist eidgenössisch diplomierter Schriftsteller. Damals war die Antwort auf meine entsprechende Frage höchstens ein sorgenvoller Blick oder ein ratloses Schulterzucken. Die Berufsberaterin, die mit ihren wohlsortierten Mäppchen und Ordnern einen Nachmittag lang in der Bibliothek des Gymnasiums Hof hielt, litt entweder an einem Hörschaden oder an pathologischer Sturheit, jedenfalls konnte oder wollte sie mir nicht weiterhelfen, stattdessen murmelte sie unentwegt etwas von diplomatischem Dienst, da würden gerade Leute gebraucht. Später stellte sich heraus, dass ihre Empfehlung keineswegs persönlich gemeint war, sie hatte etlichen anderen Mitschüler:innen dieselbe Berufswahl einzureden versucht.

Doch so leicht liess ich mich nicht entmutigen. Als frisch gebackener Maturand stand mir die Welt offen, das war mir immer wieder eingetrichtert worden, und dort insbesondere die Türen aller Universitäten. Also Germanistik und Psychologie, dachte ich, die perfekte Wahl. In Zürich, denn für Bern musste man sich damals ein halbes Jahr vor Studienbeginn anmelden. Doch dieser Termin kollidierte fatalerweise mit meinem Militärdienst und allem, was so eine RS mit sich bringt. Ich möchte da nicht näher darauf eingehen.

Germanistik lag auf der Hand, deutsche Sprache und Literatur, unabdingbar, dass man sich damit auseinandersetzt, wenn man Bestsellerautor werden will. Und man muss natürlich auch wissen, was in den Köpfen der Menschen so abgeht, davon handeln eigentlich alle Romane. So meine Überlegungen. Doch ich stellte bald einmal fest, dass Ziele und Wege manchmal nicht unbedingt kompatibel sind. Nach zwei Jahren hatte ich etliche Klassiker der deutschen Literatur gelesen, konnte mittelhochdeutsche Gedichte übersetzen und interpretieren und wusste, welche Stellen im Rachen für die Sprachbildung zuständig waren. Ausserdem hatte ich mich mit frühkindlicher Prägung und tonnenweise Statistiken auseinandergesetzt. Nach dem Grundstudium

hatte ich jedoch mehr Ahnung von Konrad Lorenz und seinen Graugänsen als von Menschen. Und wie man einen guten Text schreibt, hatte mir auch keiner beibringen können. Dafür kannte ich jede Kellnerin und jeden Barman zwischen Central und Bellevue beim Vornamen.

Ich mache es kurz: Mein Fazit nach vier Semestern Uni führte zu einem nicht ganz unproblematischen Gespräch mit meinen Eltern, die sich daraufhin für ihre vorausschauende Idee mit dem Parkplatz vor dem RAV gegenseitig beglückwünschten. Und ich darf seither bei jeder Vorstellungsrunde betonen, die beiden Studiengänge erfolgreich abgebrochen zu haben. Denn rückblickend war es die richtige Entscheidung. Ich habe sie bisher noch keine Sekunde lang bereut und damit komme ich auch endlich zu dem, was ich Ihnen gerne mitgeben möchte.

Erfolge sind wichtig. Sie sind das Benzin, das unseren Motor am Laufen hält, sie beflügeln und motivieren uns, oft sind sie Zäsuren, Stufen, die wir erreichen müssen oder wollen, bevor wir auf Karriereleitern weiterklettern. Sie sind wichtig für unser Selbstvertrauen, helfen uns, uns zu definieren, machen uns widerstandsfähiger gegenüber Krisen, spenden Trost in der Not.

Nur haben sie einen riesigen Nachteil: Erfolge geben erzähltechnisch überhaupt nichts her. Niemand hört einem gern zu, wenn man davon spricht, was man alles schon erreicht hat, mit welchen und wie vielen Preisen man bedacht worden ist, welche Luxuskarossen man fährt, wo überall man Häuser und Lebensabschnittsbegleiter:innen unterhält, welche Summen man verdient. Je nach Position und Wichtigkeit heuchelt das Umfeld womöglich Anerkennung, das kann durchaus vorkommen. Aber wenn man genau hinsieht, fallen einem die leeren Blicke auf, die gelangweilten Mienen, das verstohlene Schielen zur Armbanduhr. Und: Erfolge haben eine kurze Halbwertszeit. Schlimmer noch, der Wert nimmt mit der Häufigkeit ab. Heisst: Der erste Erfolg ist der triumphalste, derjenige, der einem umhaut, das Leben umkrepelt, die Weichen neu stellt. Vom zweiten ist man immer noch beeindruckt,

der dritte erfüllt einen kurzfristig mit Genugtuung, aber irgendwann nutzt sich das Gefühl ab, wird zur Gewohnheit.

Anders verhält es sich mit Misserfolgen. Da finden sich die wirklich guten, die ergreifenden Geschichten, diejenigen, die man nach dem Essen beim teuren Cognac zum Besten gibt, diejenigen, die immer funktionieren, die nachhallen und die Zuhörer zu Tränen rühren oder zum Lachen bringen, auch beim zwanzigsten Mal. Es sind genau diese Geschichten, die uns formen und uns unser ganz eigenständiges Profil geben, denn Misserfolge sind weit persönlicher und wesentlich vielfältiger als ihre Gegenpole. Sie gehen uns nahe, tun weh, treffen uns mitten ins Herz, zerfetzen Träume, zerstören Egos. Aber wenn wir sie überlebt haben und uns mit zerschundenen Knien und aufgeschürften Ellbogen zur nächsten Runde aufraffen, die Hände zu Fäusten geballt, der Blick herausfordernd, das Kinn trotzig vorgeschoben, bereit für die nächste Herausforderung, dann sind wir nicht nur gestärkt, wir sind mit jedem Mal auch ein bisschen besser gegen die Widrigkeiten des Lebens gewappnet.

Und das ist es, worauf ich hinauswill: Fürchten Sie sich nicht vor falschen Entscheidungen, wir leben in einer privilegierten Gesellschaft, in der die meisten Fehler korrigierbar sind. Nutzen Sie diesen Vorteil: machen Sie Fehler, irren Sie sich, scheitern Sie! Denn daraus lernt man und mit jeder Niederlage wird man ein kleines Stück weiser, nach jedem Irrtum wird einem klarer, was man wirklich will, zu was man fähig ist. Und was einem gestohlen bleiben kann. Denn mit jedem Stolpern, jedem Hadern wird ihre eigene Geschichte reicher, persönlicher und spannender. Das sind dann die Geschichten, die Sie später erzählen werden. Und dabei hoffentlich auch über sich lachen können.

In diesem Sinne noch einmal herzlichen Glückwunsch und vielen Dank!